

Matthias Jung · Martin Wengeler
Karin Böke (Hrsg.)

Die Sprache des Migrationsdiskurses

*Das Reden über „Ausländer“
in Medien, Politik und Alltag*

Sonderdruck

Durch den Buchhandel nicht zu beziehen
© Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen 1997

Westdeutscher Verlag

Das Eigene und das Fremde. Annotationen zu Funktion und Wirkung einer diskursemantischen Grundfigur

Dietrich Busse

1 Das Konzept der Diskursemantik und die Funktion diskursiver Grundfiguren

Diskursemantik hat nicht nur dasjenige zum Gegenstand, was in der Bedeutung sprachlicher Einheiten sozusagen offen zutage tritt (etwa in einer merkmalsemantisch notierten oder einer lexikographischen Bedeutungsbeschreibung), sondern auch dasjenige, was sich gleichsam in den unbewußten und vorbewußten Tiefen der in bestimmten Zeichenverwendungen aufzeigbaren semantischen bzw. epistemischen Grundströmungen niederschlägt. Der Begriff des Diskurses zielt also in dieser Verwendung (in der er locker auf die Diskursanalyse Foucaults zurückgeführt werden kann¹) nicht auf die Bedeutungs- und Funktionsebene der expliziten Semantik eines Textes bzw. von Textkontinua oder Textmengen (etwa im Sinne der „discourse analysis“ oder des Habermasschen Diskursbegriffes), er betrifft also nicht das, was man mit einer problematischen Metapher die „Oberflächenbedeutung“ eines Textes nennen könnte, vielmehr zielt er auf die Bedingungen, welche das Erscheinen eines bestimmten Textbestandteiles (im Sinne einer epistemisch-semantischen Analyse) überhaupt erst möglich gemacht haben.² Mit „Textbestandteil“ sind hier allerdings nicht nur vollständige sprachliche Zeichen bzw. Zeichenketten gemeint, sondern u.U. auch einzelne semantische Merkmale, welche Teil einer Zeichen- oder Textteil-Bedeutung sind. Diskursanalyse betrifft also epistemische Tiefenströmungen, welche die Verortung eines Textes oder Textversatzstücks in einem Netz von diskurshistorischen Bedeutungsverleihungen bewirken, und dies in einer Weise, die den Sprechenden/schreibenden Subjekten nicht notwendigerweise zu vollem Bewußtsein kommen muß (in diesem Falle könnte man den linguistischen Begriff „Konnotationen“ dafür verwenden), sondern auch (und wesentlicher) so, daß sie die Möglichkeit dessen, daß eine Sprechende Person etwas Bestimmtes äußert oder meint oder meinen kann, schon vor der Ebene der Äußerungsproduktion steuert. So gesehen „spricht“ aus einem Text

1 Vgl. hierzu grundsätzlich Busse 1987, S. 222ff. und für unseren Kontext einführend Busse/Teubert 1994, S. 10ff. Die Überlegungen in diesem Aufsatz betreffen ausschließlich die Nützlichkeit und Nutzbarmachung der Diskursanalyse für *linguistische* Forschungsziele. Die nach oder neben Busse 1987 entwickelten Adaptationen des Foucaultschen Diskursbegriffes für *andere* Forschungsziele – z.B. literaturwissenschaftliche oder historiographische wie in den Arbeiten der Link-Schule oder im Umkreis der historiographischen Historischen Semantik – bleiben hier, aus eben diesem Grunde, unberücksichtigt, auch wenn es – neben Unterschieden in Zielsetzung und Konzeption – Affinitäten zu diesen Konzepten geben mag.

2 In diesem Sinne hat der Diskurs etwas mit „Möglichkeitsbedingungen“ (vgl. hierzu Busse 1987, S. 225ff.) von Oberflächensemantik zu tun, wenngleich dieser Terminus möglicherweise problematische, hier nicht gemeinte philosophische Konnotationen (etwa im Anschluß an Kant) enthält.

oder Textbestandteil nicht nur das textproduzierende Subjekt, sondern es spricht eine Tradition des Denkens, „Fühlens“, Meinens oder Redens, in welcher das einzelne Subjekt nur die konkret-verwirklichende Instanz einer „Aussage“ (*enoncé* bei Foucault) ist, welche historisch gesehen vielfach vorformuliert, vorgedacht und „vorgefühl“ ist. Es spricht sich der subkutane „Diskurs“ aus, welcher erst eigentlich die *enoncé* hervorbringt, ermöglicht, steuert.

Freilich bedürfen der Foucaultsche Begriff des Diskurses und sein Modell der Diskursanalyse einer linguistischen Zupassung, sollen sie im Rahmen einer Diskurssemantik als einer sprachwissenschaftlichen (und sprachgeschichtlichen) Analyseform wirksam werden. Oder anders gesprochen: Der Diskurs der Diskursanalyse (Foucaultsche Prägung) sollte in den Diskurs der Linguistik eingeklinkt werden, damit der sprachwissenschaftliche Ertrag einer Tiefensemantik geschilderter Zielrichtung deutlich werden kann. In diesem Sinne stellt der „Diskurs“ für den Diskurssemantiker zunächst ein Korpus von Texten dar (vgl. Busse/Teubert 1994, S. 14ff.), welches in seinen einzelnen Teilen und einzelnen seiner Teile ein bestimmtes Thema betrifft, das diskurssemantisch erforscht werden soll. Der Begriff „Thema“ darf hier allerdings nicht zu sehr in jenem oberflächensemantischen Sinne verstanden werden, in dem er etwa in der Textlinguistik verwendet wird. Gemeint sein können damit eben auch bestimmte Teilbedeutungen, Konnotationenlinien, analytisch-tiefensemantisch bestimmbare Bedeutungsmerkmale oder epistemische Möglichkeitsbedingungen für solche Teilbedeutungen, Konnotationen oder Bedeutungsmerkmale, so daß der Begriff der „Diskurssemantik“ in gewisser Weise die Grenzen des linguistischen (z.B. lexikalischen) Bedeutungsbegriffs transzendiert. So muß beispielsweise ein Text eines Korpus, welches zur Analyse des Themas „Das Eigene und das Fremde“ zusammengestellt wird, nicht notwendigerweise diesen Aspekt zum expliziten Gegenstand haben. Es genügt, daß dieser Aspekt die Produktion bestimmter Textversatzstücke steuert oder als ihre Möglichkeitsbedingung historisch-epistemisch nachgewiesen werden kann.

Andererseits soll die Diskursanalyse nicht nur freilegen, wie ein einzelner Text und seine Versatzstücke durch vorhandene diskursive Strömungen geprägt werden, sondern ebenso, wie sie sich in Diskurse, d.h. in epistemische und diskursive Traditionenlinien einschreiben, ob nun die Produzenten dies wollen und wissen oder nicht. Insofern die Diskursanalyse hier als eine besondere Spielart der linguistischen und sprachgeschichtlichen Bedeutungsanalyse begriffen wird, eben als Diskurssemantik, bedient sie sich z.T. derselben semantischen und bedeutungsgeschichtlichen Analysemethoden wie andere Zweige der Sprachwissenschaft. Diskurssemantik kann sich daher unterschiedlicher methodischer Zugriffe bedienen (d.h. wortsemantischer, textlinguistischer, sprechhandlungstheoretischer, begriffsgeschichtlicher und ähnlicher Methoden) – je nachdem, wie es vom konkreten sprachlichen Objekt her, in dem sich die diskursiven Bewegungen zeigen oder niederschlagen, jeweils erforderlich ist. Sie macht – wie angedeutet – freilich nicht halt an den Grenzen überkommener linguistischer Bedeutungsbegriffe, die häufig für Zwecke tiefensemantischer und epistemologisch motivierter Analyse nicht ausreichend sind, sondern strebt eine „reiche“ Semantik an, welche alles an Bedeutung entfaltet, was in einem Text und seinen Versatzstücken rekonstruiert werden kann (in unserem Falle bis in die diskurshistorischen Auftretens- und Formie-

bedingungen einzelner semantischer Elemente hinein).³ Insofern kann beispielsweise auch eine Diskurssemantik fruchtbar mit dem Begriff des semantischen Merkmals operieren, wenn zugestanden wird, daß Bedeutungen sprachlicher Texte und Textteile zwar sehr gut mit dem semantischen Hilfskonstrukt des „semantischen Merkmals“ beschrieben werden können, daß eine merkmalsemantische Analyse aber niemals erschöpfend und (im Sinne der lexikalischen Bedeutung) determinierend sein kann, weil die formulierten „Merkmale“ selbst schon vom Beobachter-Standpunkt geprägt (und damit im Sinne der Subjektivität des Analytikers mit dessen diskursiver Geschichte „aufgeladen“) sind. Nützlich ist das Merkmalskonzept beispielsweise da, wo es mit dem Begriff der Isotopie und der Isotopie-Ketten⁴ erlaubt, auch unterhalb der Ebene ganzer Zeichenbedeutungen semantische Beziehungen intertextueller und diskursiver Art nachzuweisen. Allerdings sollte mit der Verwendung solcher überkommener linguistischer Begriffe und Methoden nicht die Illusion ihrer Ursprungstheorien prolongiert werden, wonach eine im strengen Sinne „objektive“ Bedeutungsanalyse grundsätzlich möglich sei. Dies ist, wie mit guten Gründen gezeigt werden könnte (vgl. hierzu Busse 1991, S. 167ff.), in semantischen Analysen – und somit auch in der Diskurssemantik – grundsätzlich nicht der Fall. Jede semantische Analyse ist unhintergebar mit dem Problem behaftet, daß sie immer auch Deutungen beinhaltet, so daß die Aspekte (und Begriffe!) „semantische Analyse“ und „Interpretation“ grundsätzlich nicht scharf geschieden werden können; dies gilt auch für die Diskurssemantik.

Auf der Basis des Skizzierten soll im folgenden erläutert werden, was unter einer *diskurssemantischen Grundfigur* verstanden werden kann. Diskurse zeichnen sich zum einen dadurch aus, daß die ihnen zuzuordnenden Texte Regelmäßigkeiten im Auftreten bestimmter inhaltlicher Elemente aufweisen; zum anderen schlagen sich zu Regelmäßigkeiten verfestigte inhaltliche Elemente in den einzelnen Diskurse bildenden (bzw. zu ihnen beitragenden) Texten nieder. Dies führt dazu, daß Texte (und ihre Bestandteile) nicht – wie es einem alten sprach- und kommunikationstheoretischen (und wohl auch alltagsweltlichen) Vorurteil entspricht – quasi ab ovo durch die Intentionalität des Produzenten geformte originale Erzeugnisse sind, sondern Versatzstücke verwenden, die zu der epistemisch-kognitiven Grundausrüstung der Textproduzenten gehören bzw. von ihnen aus anderen, zuvor rezipierten Texten ad hoc aufgeschnappt worden sind. Für einen Teil dieser Phänomene hat man in der traditionellen Rhetorik überlieferte Begriffe wie (inhaltlich gemeinte) „rhetorische Figuren“, „rhetorische Topoi“ u. ä. zur Verfügung. Anstatt nun eine Topik in diesem überlieferten Sinne vorzuschlagen (wie sie in jüngster Zeit etwa für das Gebiet der juristischen Argumentation gefordert worden ist), ziehe ich es vor, in einem heuristischen Vorgriff von diskurssemantischen Grundfiguren zu sprechen. Eine Topik ist in gewissem Sinne immer etwas Statisches, eine

3 Vorschläge für eine „reichere“ Semantik (als die des linguistischen Traditionalismus ältester oder neuester – etwa strukturalistischer oder generativistischer – Prägung) hat etwa schon Karl Bühler in seiner „Sprachtheorie“ (1934, z.B. S. 154ff.) vorgelegt. Ein gelungenes Beispiel für eine die Beschränkungen der linguistischen mainstream-Semantik überschreitende Tiefensemantik hat Peter von Polenz (1985) in seiner „Satzsemantik“ (als Kunst des „Zwischen-den-Zeilen-Lesens“) vorgelegt, der eine Diskurssemantik viel an tiefensemantischem methodischem Rüstzeug verdanken wird.

4 Vgl. dazu Greimas 1968; vgl. als Überblick auch Busse 1991, S. 98ff. m.w.N.

Sammlung stehender Inhaltsfiguren im Sinne eines ehrwürdigen Thesaurus, dessen Einheiten den gebildeten Menschen für ihre gelehrte Rede fertig abrufbar zur Verfügung stehen. Sie sind quasi auf der Ebene der „Oberflächensemantik“ angesiedelt. Diskurssemantische Grundfiguren betreffen aber viel eher die (häufig versteckte und nur vermittelt über zusätzliche Gedankenoperationen zugängliche) „Tiefenebene“ der Textsemantik. Sie bilden auch keinen statischen Thesaurus, auf dessen Schatz beliebig zurückgegriffen werden könnte, sondern sie zeigen sich (dem Auge/Ohr des kundigen Betrachters) u.U. auch dort, wo die „Produzenten“ dieses Textes von ihrem Vorhandensein noch gar nichts ahnen. Sie sind dem Willen der Sprechenden zwar nicht völlig entzogen, doch offenbaren sie sich (und spezifische Charakterzüge des Textproduzenten bzw. seines Denkens) häufig unwillkürlich, am ehesten vergleichbar wohl noch den sog. „Freudschen Versprechern“ und anderen „Fehlleistungen“ in der Psychoanalyse. Zwar kommen diskursive Grundfiguren immer wieder auch an die Oberfläche des Diskurses, werden zum expliziten Gegenstand oder Thema des Diskurses, und man könnte vielleicht sogar die These aufstellen, daß diese temporäre Explizität eine notwendige Bedingung ihres (ersten?) Auftretens und ihrer strukturellen Wirksamkeit ist, doch ist ihre normale Wirksamkeit dergestalt, daß ihr Vorhandensein zwar das Erscheinen bestimmter diskursiver Elemente erklärt, in diesen Elementen aber nicht so zum Vorschein kommt, daß sie zur expliziten Textbedeutung auf der Oberflächenebene gerechnet werden könnten.

Diskursive Grundfiguren ordnen textinhaltliche Elemente, steuern u.U. ihr Auftreten an bestimmten Punkten des Diskurses, bestimmen eine innere Struktur des Diskurses, die nicht mit der thematischen Struktur der Texte, in denen sie auftauchen, identisch sein muß, und bilden ein Raster, das selbst wieder als Grundstruktur diskursübergreifender epistemischer Zusammenhänge wirksam werden kann. Diskursive Grundfiguren sind in diesem Sinne nicht unbedingt an einen bestimmten Diskurs gebunden oder auf einen einzigen Diskurs beschränkt, sondern sie können selbst wiederum in verschiedenen Diskursen zugleich auftauchen; dadurch tragen sie zu interdiskursiven Beziehungen bei, die auf Diskursebene vielleicht demjenigen entsprechen, was mit Bezug auf die Textebene in der Textlinguistik als intertextuelle Beziehungen untersucht worden ist. Aus diesem Grunde haben diskursive Grundfiguren eine Geschichte, die sich nicht notwendig auf den Zeitraum und das Auftreten des gegenwärtigen Bezugsdiskurses (der Analyse) beschränken muß. Im Gegenteil ist es gerade der Reiz der diskursanalytischen Perspektive, daß manche diskursive Strömungen und Grundfiguren eine historisch-epistemische Tiefendimension haben, die auf den ersten Blick (und aus der oberflächensemantischen Perspektive) zunächst gar nicht zu vermuten stand.⁵ Diskursive Grundfiguren tauchen linguistisch gesehen in einer Gestalt und dort auf, wie und wo diskursive Elemente generell auftauchen können. Sie können als einzelne semantische Merkmale historische Isotopie-Ketten bilden; sie können argumentationsanalytisch zu den Stützelementen einer textbasierenden Schlußregel gehören, sie können Präsuppositionen im allgemeinen Sinne der linguistischen

5 Foucault (1971, 1973 und 1974) hatte diesen Aspekt mit dem Begriff „historisches Apriori“ bezeichnet. Diskursive Voraussetzungen sind für ihn daher ebenso elementar für die menschliche Episteme, wie es die apriorischen Kategorien Kants für das Denken generell sind. Vgl. dazu auch Busse 1987, S. 234ff.

Pragmatik sein, sie können sich hinter Namen, angesprochenen Personen, Sachen, Sachverhalten, Gedankenkomplexen verbergen, und sie können schließlich zur (lexikalischen) Oberflächenbedeutung verwendeter Sprachzeichen und -ketten gehören, in denen sie bemerkt oder unbemerkt wirksam werden. Sie müssen nicht notwendig durch „Begriffswörter“ (i.S. der alten bedeutungstheoretischen Dichotomie von „Autosemantika“ und „Synsemantika“) ausgedrückt werden, sondern können auch in der textsemantischen Funktion der sog. „Funktionswörter“ enthalten sein. Dies wird am Beispiel der diskurssemantischen Grundfigur „das Eigene und das Fremde“ leicht deutlich an den Personalpronomina *wir* und *sie*, die hier als Chiffren für eine elementare diskursive Figur aufgefaßt werden können, und die in vielen Texten auch eindeutig in dieser Funktion verwendet werden. Am genannten Beispiel soll im Wege erster, notgedrungen heuristischer, Annotationen im folgenden versucht werden, dem Wirksamwerden diskurssemantischer Grundfiguren analytisch durch erste Beobachtungen einige wenige Schritte näher zu kommen.

2 Anthropologische Konstanz vs. kulturelle Relativität: ein Grundproblem des Gegenstands »Eigenes/Fremdes«

Die diskursive Grundfigur des Eigenen und Fremden ist eingebettet nicht nur in einen bestimmten diskursiven Kontext (im Sinne des Meta-Diskurses, wie er etwa über epistemische Phänomene wie das angesprochene stattfinden könnte), sondern darüber hinaus in einen bestimmten sachlichen Zusammenhang, der die rein diskursanalytische Bestimmung gerade dieser Grundfigur etwas schwieriger macht, als dies vielleicht bei anderen Figuren der Fall ist. Ein Grundproblem des spezifischen Gegenstandes „Eigenes und Fremdes“ ist, ob wir es hier mit einer anthropologischen Konstante zu tun haben oder mit einem kulturspezifischen Phänomen, welches daher auch der kulturellen Relativität offensteht. Ginge man davon aus, daß hier eine anthropologische Konstante vorliegt, dann könnten Skeptiker gegenüber einer diskursanalytischen Bewertung dieser Figur einzuwenden versucht sein, daß dasjenige, was quasi zur *conditio humana*, d.h. zu den unhintergehbaren, anthropologisch vor-angelegten Determinationen des Mensch-Seins gehört, nicht zugleich als etwas ausgelegt werden kann, das Aussagen über spezifische epistemische Bewegungen erlaubt, die diese Grundfigur enthalten könnten oder eben auch nicht enthalten müßten. Es ist äußerst schwierig, über diese Frage eine eindeutige Entscheidung zu treffen, und zwar vor allem deshalb, weil der anthropologische Diskurs, selbst wieder ein spezifischer Diskurs ist, der bestimmte epistemische Charakteristika aufweist, die für Ansichten, Philosophien, Ideologien bis hin zu religiös determinierten Grundüberzeugungen stehen können. M.a.W.: Wer die Grundfigur des „Eigenen und Fremden“ als eine anthropologische Grundkonstante behauptet, könnte dies u.U. zu dem Zweck tun wollen, alle diskursiven und praktisch-sozialen Auswirkungen dieser Figur des menschlichen Denkens und Selbst- und Weltbildes als quasi unvermeidlich, weil anthropologisch (i.S. der „Natürlichkeit“) determiniert einzustufen. Demgegenüber würde eine diskursanalytisch-epistemologische (hier durchaus auch im Sinne von: ideologiekritische) Perspektive eher davon ausgehen, daß es sich bei dieser Grundfigur (und ihren praktischen Auswirkungen) nicht um eine deterministisch wirkende Konstante, sondern um ein

durchaus vermeidbares Phänomen handelt, was eben darum Aussagen über die spezifische epistemologie-geschichtliche Konstitution des heutigen westlich-zivilisatorischen Diskurses ermöglicht. Man wird daher Wechselwirkungen zwischen diskursiven Figuren und Strömungen (im Sinne von relativen, jeweils auf bestimmte von mehreren möglichen Denkhaltungen verweisenden Phänomenen) einerseits und anthropologischen Konstanten, welche quasi nur die diskursive Umsetzung und Explizit-Machung von deterministisch angelegten menschlichen Verhaltensmustern und Instinkten darstellen, andererseits beachten müssen. Fraglich ist, ob im vorliegenden Fall überhaupt eine reinliche Scheidung zwischen beiden Aspekten möglich ist oder ob bei so elementaren diskursiven Figuren nicht letztlich immer beides ineinanderspielt. Es geht hier schließlich auch um tiefgreifende philosophische bis moraltheoretisch-ethische Probleme, welche u. a. mit der Frage der Anwendbarkeit des philosophisch-rechtlich-moralischen Terminus „Verantwortung“ verknüpft sind. Anthropologisch-deterministische Begründungen für menschliche Verhaltensformen (bis hin zu diskursiven Phänomenen) können immer funktional zur Entlastung von Verantwortung eingesetzt werden (und erfüllen so durchaus einen praktischen diskursiven und sozialen – z. B. politischen – Zweck); dagegen lasten diskursiv-epistemologische Erklärungen (im Sinne der kulturellen Determiniertheit und damit Relativität) immer Verantwortung für die mit solchen Grundfiguren verknüpften diskursiven und sozialen Phänomene auf und produzieren (je nach diskursiver Gesamtlage) u. U. einen Begründungsbedarf (bis hin zu -zwang) für das diskursive und soziale Verhalten.

Möglicherweise (und sogar wahrscheinlicherweise) handelt es sich bei der Grundfigur des „Eigenen und Fremden“ um ein Phänomen, welches durch anthropologische Determinationen ebenso sehr gespeist wird wie durch kulturell determinierte epistemische Strömungen, was die Konstanz erklären würde, mit der sich diese Grundfigur über die gesamte diskursive Menschheitsgeschichte (mit durchaus realen außerdiskursiven Folgen) nachweisen läßt. Man könnte hier nun wiederum in einen sozialetisch-moralisch-politischen Diskurs verfallen wollen, etwa indem man auf Kants Definition der Aufklärung als Emanzipation aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit verweist und dies auch darauf bezieht, daß ein *ens rationale* (also ein denkfähiges Lebewesen), als das sich die Menschen begreifen, in der Lage sein muß, sich auch aus den Fesseln der anthropologisch vorangelegten instinkthafter Determinationen zu befreien. Man findet in der Geschichte der (philosophischen wie praktisch gerichteten) Sozialtheorie ja genügend Beispiele für solche Forderungen und politischen Programme.

Ohne auf solche Fragen hier eingehen zu können und zu wollen, sei wenigstens auf folgende Überlegungen und Beobachtungen verwiesen: Schon das Konzept der Ich-Identität, wie es in der modernen Persönlichkeitstheorie und Sozialphilosophie beschrieben wird, setzt letztlich eine scharfe Grenzsetzung zwischen „Ich“ und „Anderem“ voraus.⁶ Der „Andere“ ist dabei stets ein „generalisierter Anderer“, so daß (wenigstens sozialpsychologisch gesehen) das Einschlußfloch für diskursive Überformungen ursprünglich-anthropologischen Erlebens immer schon mitgegeben wäre. Sicherlich wird für die individuelle Episteme die offenbar anthropolo-

6 Vgl. dazu etwa aus Sicht der Sozialpsychologie Mead 1934, S. 216ff.; aus Sicht der Philosophie wäre die gesamte Subjekt-Philosophie hinzuzurechnen (nicht erst seit Fichte und Hegel).

gisch konstante Figur des „Anderen“ geprägt durch die Generalisierung von lebenspraktischen Erfahrungen mit konkreten Anderen. Wichtig in diskursanalytischem Zusammenhang ist dabei, daß schon die Tatsache einer dichotomischen Gegenüberstellung von „Eigenem“ und „Anderem“ (durchaus auch schon im Sinne des „Fremden“) offenbar schon anthropologisch vorangelegt ist. Dies würde darauf hindeuten, daß es diskursiv grundsätzlich überhaupt nicht möglich ist, das „Eigene“ (also Ich, die eigene Identität, konkrete Merkmale, die man „sich“ zuschreibt usw.) ohne den Gegenpol des „Anderen“/„Fremden“ und ohne die Abgrenzung von ihm zu denken bzw. auszusprechen und umgekehrt.

Beide Konzepte wären sozusagen „eingebaute Konnotationen“ des jeweilig anderen Konzepts.⁷ Nicht zuletzt spielt diese Dichotomie eine wichtige Rolle in tiefenpsychologischen Zusammenhängen, wenn man Freuds Psychoanalyse glauben will, auch dort als Konglomerat aus determinativ vorgegebenen tiefenpsychischen Strukturen (Eltern-Kind-Dyade) und individuellen Erfahrungen mit konkreten Anderen. Ein weiteres Phänomen, welches in diesem Zusammenhang genannt werden kann, ist die zu beobachtende starke Ich-Zentrierung und Abgrenzung gegenüber anderen, die bei Kleinkindern in der Phase der ersten Identitätsausbildung beobachtet werden kann. Dies zeigt ein Blick auf jeden beliebigen Kinderspielplatz und die Rolle, die dort der aggressive Einsatz von Wörtern wie *meins* (übrigens eines der ersten verwendeten Wörter im kindlichen Spracherwerb) in bezug auf Objekte und in Abgrenzung zu anderen Kindern, die dasselbe in bezug auf dieselben Objekte äußern, spielt. Zwar kann man bei solchen Fällen lange und heftig über die Frage der kulturellen Determiniertheit solcher überall beobachtbarer Verhaltensmuster debattieren, doch steht in Frage, ob diese sich nicht vielleicht lediglich darin auswirkt, *wie stark* die Grundfigur des Eigenen und Fremden das konkrete Verhalten (im Sinne eines starken Abgrenzungsbedürfnisses) determinieren kann, nicht jedoch hinsichtlich der Frage, *ob sie überhaupt* als gegeben anzunehmen ist.

Schließlich sei noch auf die Tatsache verwiesen, daß Lebewesen generell (wie leicht an Tieren zu beobachten ist) eine natürlich-instinktive Vorsicht gegenüber allem und allen Fremden haben. Menschliche Abgrenzungsbedürfnisse gegenüber dem Fremden schlechthin könnten dann Relikte vor-menschlicher instinktiver Schutzhaltungen sein. Die diskursesemantische Grundfigur des Eigenen und Fremden weist also Aspekte auf, die nicht nur diskursive Zusammenhänge als solche betreffen, sondern die Beziehungen von Diskursen und ihren Elementen zu grundlegenden anthropologisch-sozialen Gegebenheiten. Gegen einen vielleicht zu schnell angesetzten diskursiven Determinismus sollte beachtet werden, daß sich viele Elemente der Kultur, wie hier der Sprache und der in ihr veranstalteten Diskurse, aus der anthropologisch bestimmbar Seinsweise des Menschen ergeben, seiner Lebensform und seiner Lebensbedingungen, die sich in Sprache niederschlagen, ohne schon vollständig durch sie oder sprachlich vermittelte Prozesse vermittelt zu sein.

7 Dies ist ein sprachlich weit verbreitetes Phänomen, wie antonymische Wortpaare wie *heiß – kalt*, *groß – klein*, *hoch – niedrig* usw. zeigen.

3 Übertragungen: Vom Ich zum kollektiven Ich

Der Umschlag vom möglicherweise auch anthropologisch bestimmten Anteil der Funktion und Wirkung der diskurssemantischen Grundfigur des „Eigenen und Fremden“ in den deutlich diskursiv bestimmten, und damit kulturell beeinflussten, wenn nicht gar kultur-relativ determinierten Anteil liegt dort, wo die evtl. noch anthropologisch erklärbare Wirkung der Ich-Identität in der menschlichen Welt-sicht überhöht wird zur sog. „kollektiven Identität“. Um es metaphorisch auszudrücken: wo das Ich zum Wir wird und das Wir das zu determinieren beginnt, was zuvor nur das Ich war. Es handelt sich hierbei eindeutig um eine Übertragung, bei der der Bereich unmittelbar-instinktiver Selbstwahrnehmung und Reaktionsmuster verlassen und der Bereich betreten wird, in dem kulturell vermittelte, meist auch sprachlich transportierte Schemata zu wirken beginnen. Eigene Textformen leisten diese Übertragung vom individuellen zum kollektiven Ich. Beispielsweise können antike Mythen möglicherweise so gedeutet werden, wenn in der Abgrenzung der Götterwelt von der Menschenwelt das je Eigene des Menschseins in der Differenz zum Ausdruck gebracht wird.

Wichtiger für unseren Kontext sind jedoch modernere Erscheinungsformen dieses Übergangs, der für die Wirkungsweise der diskursiven Grundfigur des Eigenen und Fremden von außerordentlicher Bedeutung ist. Die Grundlagen für solche Übergänge sind in der modernen Sozialpsychologie beschrieben. Zentral ist hier v. a. die Grundfigur des „generalisierten Anderen“ (Mead 1934, S. 194ff.). Damit ist die Tatsache gemeint, daß in unserer kognitiven bzw. epistemischen Alltagsausstattung es nicht notwendigerweise ein konkreter Anderer (oder genau bekannte konkrete Andere) ist/sind, welche/r zum kognitiven Widerpart und Maßstab der eigenen Handlungen, Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen des Individuums wird/werden. Es reicht vielmehr aus, daß es sich um einen *vorgestellten* Anderen handelt. Zwar wird man nach aller Lebenserfahrung davon ausgehen können, daß das Konzept des Anderen, das ein Individuum im Laufe seiner Lebensgeschichte entwickelt, durch die konkreten Erfahrungen mit tatsächlich existierenden Anderen beeinflusst wird; mindestens ebenso wichtig sind aber auch die Elemente des individuellen Bilds vom Anderen, die nur durch kulturelle Prozesse vermittelt sind, für die die diskursiven, sprachlich vermittelten Elemente in der epistemischen Genese eines Individuums den Ausschlag geben.

Der kollektive Andere ist (ebenso wie das kollektive Fremde) eine diskursiv hervorgebrachte Figur, die bei jedem Individuum lebensgeschichtlich akzentuiert sein mag, die sich aber dennoch wesentlich aus diskursiven (auch im Sinne von: kultur-relativen) Antrieben speist. Vom generalisierten Anderen in diesem Sinne des diskursiv vermittelten kollektiven Anderen ist es dann nur ein kleiner Schritt zum kollektiven Ich. Dieses kollektive Ich beginnt möglicherweise (gestützt durch die sozialpsychologisch unvermeidbare epistemische Figur des generalisierten Anderen) ein diskursiv-epistemisches Eigenleben, welches dann sogar in der Lage ist, auf das individuelle, lebensgeschichtlich geprägte Ich des einzelnen Subjekts zurückzuwirken. Es ist nicht auszuschließen (und läßt sich mit Verweis auf historische Phasen der Wir-Dominanz über das lebensgeschichtliche Ich auch konkret

nachweisen⁸), daß das individuelle Ich zumindest phasenweise (epistemisch) mit dem kollektiven Ich verschmelzen kann. Mit Bezug auf die hier zu untersuchende diskurssemantische Grundfigur läßt sich dann sagen: Wenn auch das Verhältnis von Eigenem und Fremdem (Ich und Anderen) zunächst durchaus individuengeschichtlich-konkret gedeutet werden kann, so ergibt sich doch mit dem Verhältnis von kollektivem Ich und generalisiertem (kollektivem) Anderen eine zweite Ebene, die bei der Untersuchung der Wirkungsweise dieser diskursiven Grundfigur beachtet werden muß. Bringt man die Dichotomien beider Ebenen in eine kreuzweise Beziehung zueinander, dann wird jeweils in der diskurssemantischen Analyse darauf zu achten sein, welches Element auf der einen Seite zu welchem Element auf der anderen Seite in Relation steht. So macht es einen erheblichen epistemischen Unterschied, ob etwa das individuelle Eigene dem kollektiven Fremden oder einem individuellen Anderen gegenübersteht; und umgekehrt ist es wichtig, ob das Fremde und andere einem individuellen oder einem kollektiven Ich bzw. Eigenen (d. h. Wir) gegenübergestellt wird. Man findet in fraglichen Textkorpora wohl Belege für alle vier möglichen Relationen zwischen den Eckpunkten dieser diskursiven Figur.⁹

4 Das Eigene und das Eigeninteresse: ein historisches Beispiel

Auf der Grundlage der vorangegangenen grundsätzlichen Überlegungen kann nun versucht werden, auf der Basis von (zunächst noch notgedrungen wenigen) Beispielen der Wirkungsweise der diskursiven Grundfigur des „Eigenen und Fremden“ näherzukommen. Ich beginne mit einem isolierten Beispiel aus frühneuhochdeutscher Zeit, an dem ich einige Beobachtungen zeigen möchte:

Nachdem im Heil. Reich Teutscher Nation gute Wullen-Tücher gemacht wurden, also daß man fremder Nation Tücher wohl entrathen und das Geld, so für dieselbige fremde Tücher gegeben, in Teutscher Nation behalten möchte, daß sie in dem solche gute Ordnung fürnemen solten, damit die Wullnweber an Wollen nicht Mangel litten, sondern dieselbige um einen ziemlichen Kauff bekommen möchten, und die Wolle nicht also mit Hauffen in fremde Nation verführt würden“, daß dessen doch unangesehen der schädlich und verderblich Mißbrauch des Vorkauffs und Verführung der Wollen je länger je mehr überhand nehme, dergestalt daß nicht allein durch solche Verführung der Wollen in fremde Nation die Welschen Tücher und Wahr dadurch gefälscht und folgens in der Teutschen Nation mit doppeltem Werth bezahlet werden, sondern auch also in derselben Nation vertheuret, daß kein Meister des Wullen-Handwercks zu gleichmässigen Kauff der Wollen mehr kommen möge, derowegen die inländischen Tuch steigen, der gemeine Mann dadurch zu seiner Nothdurfft beschwert und dennoch gedacht Handwerck in die Länge und zuletzt in endlichen Abfall gerathen müsse, wo solches nicht durch ernstlich Einsehen fürkommen und abgestellt werden solte. Dieweil uns dann [...] gebührt, hierin Einsehens zu tun, so haben wir uns [...] verglichen und vereinigt, daß [...] auch hinfür niemand, wer der in- oder ausserhalb des Reichs sei, einige Wollen bey Verlust derselben Wollen und dann einer zweyfachen oder gedop-

8 Hier sei nur pauschal auf die Erfahrung mit der massenpsychologischen Wirkungsweise des Nationalsozialismus und anderer totalitärer Systeme ähnlichen Zuschnitts verwiesen.

9 Streng genommen sind es sogar sechs mögliche Relationen, wenn man die Beziehungen von individuellem Ich zu kollektivem Ich und von konkretem, lebensgeschichtlich vermitteltem Wir zum kollektiven Wir hinzunimmt. Auch für diese Relationen ist ihre diskursanalytische Beachtung möglicherweise ertragreich.

pelten Geld-Straff, so viel dieselbig Wolle werth ist, aus dem Heil. Reich Teutscher Nation mit Hauffen verkaufft, verführe, vertreibe oder verhandele, sondern daß solche Wollen im selbigen Reich Teutscher Nation behalten und dem inländischen Handwerck der Geschlachtwander, Wandmächer, Wullnweber oder andern, die dieselbige zum Tuchweben oder sonst zu andern nutzbarlichen Sachen verarbeiten und gebrauchen, um ein ziemlichs verkaufft und dardurch dasjenig, so einem großen Theil Teutscher Nation hochnützlich und ersprießlich, gefördert werde, alles bey Pön und Straff, in obangeregter Policey-Ordnung und Constitution verleibt und begriffen, auch der Kayserl. Majestät, Unsere und des Reichs schwere Ungnad zu vermeiden.¹⁰

Diese Textstelle ist auch deshalb so markant, weil es sich m. W. um einen der frühesten Belege handelt, in dem Begriffe, die für das kollektive Ich der Deutschen so wichtig waren, wie z. B. *Heil. Reich Teutscher Nation*, *Teutsche Nation* (in einer hier erstmalig so eindeutigen Bedeutungsvariante als sowohl geographisch eingegrenzte wie über das Kollektiv der auf dem Reichstag versammelten Fürsten und Notabeln hinausgehende und sozusagen das „deutsche Volk“ in seiner Gesamtheit meinende Größe), *fremde Nation* (gemeint ist natürlich die *welsche*), *inländisch* und *in- oder ausserhalb des Reichs* (im Sinne eines Konglomerats aus politischen, ethnischen und geographischen Kriterien) in so dichter Folge zusammenstehen. Ich habe dieses Beispiel zum Einstieg nicht nur gewählt, weil hier zu einem relativ frühen Zeitpunkt diskursive Elemente der epistemischen Figur des Eigenen und Fremden im Sinne einer kollektiven Identitätsbildung (d. h. der Schaffung eines kollektiven Ich im Sinne des „Wir gegen die anderen“) deutlich ausgeprägt sind; einschlägig ist das Beispiel auch deswegen, weil hier Triebkräfte des Einsatzes und der Wirkungsweise dieser diskursiven Grundfigur deutlich werden, wie sie so oder so ähnlich heute sicher noch weitaus zahlreicher nachgewiesen werden könnten als für den Zeitraum des Entstehens des Quellentextes. Man kann an diesem Text nämlich sehr gut sehen, wie eine Rhetorik des Eigenen und Fremden eingesetzt wird, um klare materiale Interessen zu bestätigen und in einem kollektiven politischen Gremium durchzusetzen.

Dabei werden die Interessen einiger (derjenigen, die aufgrund der geschilderten wirtschaftlichen Verhältnisse die Wollpreise betreffend finanzielle Nachteile erlitten haben) gegen die Interessen anderer (die die Wolle produziert und/oder ausgeführt haben und dabei wohl einen besseren Preis als im „Inland“ erzielt haben) zugunsten ersterer und zuungunsten letzterer ausgespielt, obwohl ja wohl beide Gruppen gleichermaßen Mitglieder bzw. Einwohner der vielfach apostrophierten „Teutschen Nation“ bzw. des „Inlandes“ sind und somit in einem weiteren Sinne eigentlich auch zum kollektiven Eigenen (generalisierten Wir) gerechnet werden müßten. Diese Bevorzugung der Interessen einiger muß also diskursiv abgesichert werden gegen solche Positionen, die sich im Prinzip auf die Gleichrangigkeit aller wirtschaftlichen Einzelinteressen berufen könnten. Diese Absicherung wird erreicht durch die Berufung auf das kollektive Ich, welches sich hinter den Bezeichnungen *Reich*, *Teutsche Nation* und *Inland* verbirgt. Entwickelt wird dafür eine komplexe wirtschaftliche Argumentation, welche über die „eigene Wolle“ und den Vorwurf des „Mißbrauch des Vorkauffs und Verführung der Wollen“ (in „fremde Nation“) zu „fremder Nation Tücher(n)“ führt, für welche (wohl wegen besserer Qualität) nach Import ins „Inland“ höhere Preise gezahlt werden müssen, wobei

10 Aus: Abschied des Reichstags zu Augsburg vom 25. September 1555; zit. nach: Zeumer 1904, S. 306ff.

sowohl die inländischen Tuchmacher geschädigt werden, die die durch „ausländischen Aufkauf“ verteuerte Wolle entweder nicht mehr bezahlen können oder die die Preise für ihre „inländischen Tücher“ erhöhen müssen, was wiederum zu einem Nachteil für den „gemeinen Mann“ gereiche, der somit (gemeint ist: aufgrund ausländischen Einflusses und nicht etwa wegen des Profitstrebens der inländischen Wollenweber) ebenfalls einen wirtschaftlichen Nachteil erleide.

Hier findet also statt, was man in Diskursen, die Bezugnahmen auf das kollektive Ich und das kollektive Fremde enthalten, typischerweise beobachten kann: Die abstrakte diskursive Figur des Eigenen und Fremden, welche aufgrund gewachsener Wahrnehmungsgewohnheiten subjektiv analog zum individuellen Ich (und Fremden?) verarbeitet wird, wird ausgeweitet zum kollektiven Eigenen, d. h. einem diskursiv überhöhten Wir, welches eine umfassende Allgemeinheit beansprucht und insofern die Einzelnen integriert, die sich die diskursiv vertretene (oder noch zu vertretende) Position „zu eigen machen sollen“. In einem zweiten Schritt wird jedoch dieses zunächst geschaffene umfassende Wir de facto ausgefüllt mit Inhalten (Positionen) – hier: als zu vertretende politische Ziele –, welche die reale Urheberschaft und Interessenvertretung nur Einiger zeigen. Insofern finden wir hier ein frühes Beispiel für eine einseitige politische Funktionalisierung des kollektiven Ich/Eigenen im Nutzen partikularer Interessen, wie sie im heutigen politischen Diskurs ubiquitär geworden ist. Vermutlich eignet sich die diskursive Figur des Eigenen und Fremden besonders gut, um eine solche Identifizierung von Partikularinteressen mit diskursiv geschaffenem kollektivem Ich hervorzubringen und zu stützen. Deutlich wird, daß es häufig reale materielle Interessen sind, welche solche diskursiven Figuren wenn nicht hervorbringen, so doch produktiv nutzen.

5 Kollektives Ich und kollektive Fremdbegrenzung: Zur Konstruktion moderner National-Identität im 19. Jahrhundert

Die partikular gesteuerte Funktionalisierung des kollektiven Eigenen erreichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert einen Höhepunkt und eine Dynamik, welche proportional wuchs mit den entindividualisierenden Tendenzen der modernen Massengesellschaften. Über diese sozialhistorischen Zusammenhänge ist viel gesagt worden und sie sollen hier nicht erneut thematisiert werden. Worauf es in unserem diskursanalytischen Kontext jedoch ankommt, ist die Art und Weise, wie die Figur des Eigenen und Fremden hier eingreift und im 19. Jahrhundert in einer expliziten Weise definiert und kanonisiert wird, wie sie uns von unserem heutigen historischen Standpunkt (nach dem Nationalsozialismus und allem, was damit zusammenhängt) kaum noch vorstellbar ist, wie wir sie vielleicht erst wieder in den jüngsten fremdenfeindlichen Exzessen zum Vorschein haben kommen sehen. Es handelt sich um den Versuch, das kollektive Ich auf einem diskursiven Konstrukt des kollektiven Eigenen zu basieren, das auf einer emotional-kulturbezogenen Fremdbegrenzung beruht, die deutliche Anleihen an der psychosozialen Ausstattung des individuellen Ich und der von ihm selbst wahrgenommenen/ihm von ihm selbst zugeschriebenen individuellen Eigenschaften macht. Man könnte die diskursive und psychosoziale Bewegungsrichtung dieser Diskursfigur beschreiben als: vom individuellen Eigenen über das kollektive Eigene zum kollektiven Ich

zum individuellen Ich (welches dann natürlich ein kollektiviertes individuelles Ich ist, d.h. ein Ich, welches sich nur noch oder überwiegend über die Eigenschaften und Haltungen des kollektiven Ich definiert). Anzugeben wäre, wo das Fremde in diesem diskursiv-identifikatorischen Bewegungsablauf zu verorten wäre. Vermutlich interveniert es beim Schritt vom individuellen Eigenen zum kollektiven Eigenen: indem die individuelle Ich-Abgrenzung (mag sie nun unterstützt oder getragen sein von konkreten Erfahrungen des – individuellen – Fremden oder nicht) übertragen wird auf die kollektive Identifizierung (die inhaltlich ausgefüllte Abgrenzung des kollektiven Eigenen vom kollektiven Fremden).

Deutlich gemacht werden soll dies an einem der exemplarischen Texte der kollektiven Identitätsbildung der Deutschen des 19. Jahrhunderts: dem Roman „Soll und Haben“ von Gustav Freytag.¹¹ In diesem Roman sind alle Aspekte des spezifisch deutschen Nationalbegriffs in bemerkenswerter Verdichtung zusammengefaßt. Man könnte ihn vielleicht den deutschen Roman des 19. Jahrhunderts schlechthin nennen (oder vielleicht treffender: den Roman des „Deutschtums“). Dieses schon 1855 erschienene Buch ist bis fast in unsere Tage hinein immer wieder in hohen Stückzahlen aufgelegt und verkauft worden. Es war bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts ein klassisches Konfirmationsgeschenk und fehlte wohl in kaum einer bildungsbürgerlichen Bibliothek.

Der Roman enthält neben dem Zentralmotiv der sozialen und wirtschaftlichen Emanzipation des Bürgertums (das allerdings frei von allen demokratischen Ambitionen bleibt) eine gehörige Portion fein dosierten Antisemitismus und Kulturchauvinismus vor allem gegen Osten gerichtet. Der Roman ist also ein typischer Text aus der Grenzlage, d.h. die Texthandlung ist vom Verfasser situiert in der prototypischen und paradigmatischen Situation der Abgrenzung des Eigenen vom Fremden. Das kollektive Eigene bekommt hier in dem Maße genauere Konturen, in dem es sich zunehmend vom kollektiven Fremden abgrenzt. Eigenes (d.h. kollektive Identitätsbildung) und Fremdes (hier in Gestalt des benachbarten – polnischen – Volkes) bedingen sich gegenseitig, indem sie sich durch die paßgenaue Grenzziehung zwischen ihren jeweiligen (vom Autor als prototypisch artikulierten) Eigenschaften konstituieren.

Der Held des Romans, Anton Wohlfahrt, begründet gegenüber seinem kosmopolitisch eingestellten Freund Fink, warum er, der Kaufmann, in der von Preußen besetzten polnischen Landschaft das Gut eines Adligen gegen die Angriffe der polnischen Freiheitskämpfer verteidigen und erhalten will. Es ist der Stolz auf das deutsche Wesen, auf die Überlegenheit der deutschen Kultur, die er zur Legitimation anführt: „Auf unserer Seite ist die Bildung, die Arbeitslust, der Kredit“, mit anderen Worten: „deutsche Tüchtigkeit“; dies alles rechtfertigt für ihn, „als einer von den Eroberern, [...] für freie Arbeit und menschliche Kultur einer schwächeren Rasse die Herrschaft über den Boden abgenommen [zu] haben“.¹² Alles Polnische

11 Gustav Freytag: Soll und Haben. Leipzig 1855.

12 Ebd., S. 680f. Aus einem Gespräch zwischen Anton Wohlfahrt und seinem Freund Fink über Bleiben oder Gehen auf dem Gutshof im polnischen Teil Preußens. „In einer wilden Stunde habe ich erkannt“, fuhr Anton fort, „wie sehr mein Herz an dem Lande hängt, dessen Bürger ich bin. Seit der Zeit weiß ich, weshalb ich in der Landschaft stehe. Um uns herum ist für den Augenblick alle gesetzliche Ordnung aufgelöst, ich trage Waffen zur Verteidigung meines Lebens, und wie ich hundert andere mitten in einem fremden Stamm. Welches Geschäft auch mich, den einzelnen, hierher geführt hat, ich stehe jetzt hier als einer von den Eroberern, welche für freie Arbeit und

ist negativ dargestellt: Der Ackerboden „vernachlässigt“, die Ställe „erbärmlich“, die Frauen „unsauber“, die Männer „kein Vertrauen einflößend“, das Vieh „schlechte Rasse“, die Gebäude „trotlos“ und die Wohnhäuser „dürftig“. Dagegen ist alles Deutsche positiv dargestellt, und eben: typisch deutsch: Das Dach „repariert“, ein kleiner Garten angelegt, das Kind ist brav und blond, die Frau sauber und ordentlich, der Mann jung und stattlich, das Zimmer behaglich, der Kaffee brodelt auf dem Herd, und ein Gesangbuch und eine Rute sind, als Symbole deutscher Zucht und Sitte, natürlich auch vorhanden. Die Textstelle kulminiert in dem Ausruf:

„Dies Vorwerk ist ein Juwel Gottes“, rief Karl [...]. „Hier sind deutliche Spuren einer Düngestätte. [...] Und hier steht ein Myrtenstock am Fenster. Hurra! hier ist eine Hausfrau, hier ist Vaterland, hier sind Deutsche.“ (ebd., S. 554ff.; Hervorhebungen von mir, D.B.)

In diesem Roman kann man schon sehr früh das Entstehen jenes problematischen und spezifisch deutschen kollektiven Selbstbildes beobachten, das sich hier in nuce als Mischung aus mangelndem Staatsbürgerbewußtsein, Obrigkeitshörigkeit, Überbetonung angeblich deutscher Eigenschaften (im Sinne der kollektiven Überhöhung individueller Eigenschaften, d.h. des unvermittelten Übergangs von individueller Selbstwahrnehmung und auf Einzelne bezogenen Eigenschaften zu kollektiver Identität und dem kollektiven „Eigenen“) und aggressiver Wendung dieses völkischen Selbstbewußtseins nach außen zeigt, das zum Topos des Deutschenbildes (und wohl auch zur deutschen Realität) im 20. Jahrhundert werden sollte und das auch den deutschen Nationalbegriff und die deutsche kollektive Identität entscheidend geprägt hat. Die oben (in Fußnote 12) angeführte Textstelle kulminiert in dem in unserem Kontext bezeichnenden Ausruf des (fiktiven!) Protagonisten: „[...] wir haben jetzt Leben gewonnen, und ein deutsches Volk ist entstanden“. Anstelle des Personalpronomens *wir* könnte man auch einsetzen: „das (kollektive) Wir hat jetzt Leben gewonnen [...]“! In diesem Roman bekommt das kollektive Eigene also vom Verfasser konkrete Züge verpaßt: aus einer abstrakten rhetorischen Figur wird eine Vorstellung mit Fleisch und Blut, mit der sich dann im Rückschluß all jene identifizieren können, die sich dem apostrophierten kollektiven Wir zu rechnen. Die besondere Wirksamkeit der in diesem Roman ausgeführten diskursiven Bewegung liegt u.a. darin, daß hier konkrete Inhalte, welche das kollektive Eigene in Abgrenzung zum kollektiven Fremden auszeichnen (sollen), zum einen als Abgrenzungen von konkreten, existierenden Fremden (fiktional) unterstellt

menschliche Kultur einer schwächeren Rasse die Herrschaft über diesen Boden abgenommen haben. *Wir* und die *Slawen*, es ist ein alter Kampf. Und mit Stolz empfinde *ich*: auf *unserer* Seite ist die Bildung, die Arbeitslust, der Kredit. Was die *polnischen* Gutsbesitzer hier in der Nähe geworden sind und es sind viele reiche und intelligente Männer darunter –, jeder Taler, den sie ausgeben können, ist ihnen auf die eine oder andere Weise durch *deutsche* Tüchtigkeit erworben. Durch *unsere* Schafe sind *ihre* wilden Herden veredelt, *wir* bauen die Maschinen, wodurch *sie* ihre Spiritusfässer füllen; auf *deutschem* Kredit und deutschem Vertrauen beruht die Geltung, welche *ihre* Pfandbriefe und ihre Güter bis jetzt gehabt haben. Selbst die Gewehre, mit welchen *sie uns* zu töten suchen, sind in *unseren* Gewehrfabriken gemacht oder durch *unsere* Firmen ihnen geliefert. Nicht durch eine ränkevolle Politik, sondern auf friedlichem Wege, durch *unsere* Arbeit, haben wir die wirkliche Herrschaft über dieses Land gewonnen. Und darum, wer als ein Mann aus dem Volk der Eroberer hier steht, der handelt feige, wenn er jetzt seinen Posten verläßt.“ (Hervorhebungen von mir, D.B.)

werden, und zum anderen damit auch denjenigen Rezipienten des Textes und der in ihm enthaltenen, vom Autor angebotenen kollektiven (via individuellen) Identifikationsschemata epistemisch-ideologische Versatzstücke kollektiver Identitätsbegründung vermittelt und für weitere diskursive Verwendungen zur Verfügung gestellt werden, welche über die (fiktional) angesprochenen konkreten „Fremden“ und ihre (angeblichen) kollektiv-fremden Eigenschaften keine echten individuellen Erfahrungen haben.

Das Besondere dieses Textes aus dem 19. Jahrhundert ist es, daß er explizit ausspricht, was in heutigen Texten u.U. eher implizit transportiert (oder präsupponiert) würde, d.h. die Figur des Eigenen und Fremden wird in einem quasi definitorischen diskursiven Akt in den Erzählkosmos eingeführt:

Wer immer in den gebahnten Wegen des Lebens fortgegangen ist, begrenzt durch das Gesetz, bestimmt durch Ordnung, Sitte und Form, welche in seiner *Heimat* als tausendjährige Gewohnheit von Geschlecht zu Geschlecht vererbt sind, und wer plötzlich als *einzelner* unter *Fremde* geworfen wird, wo das Gesetz seine Rechte nur unvollkommen zu schützen vermag, und wo er durch eigene Kraft die Berechtigung zu leben sich alle Tage erkämpfen muß, der erst erkennt den Segen der *heiligen Kreise*, welche um jeden *einzelnen* Menschen *Tausende der mitlebenden* bilden, die *Familie*, seine *Arbeitsgenossen*, sein *Volksstamm*, sein *Staat*. Ob er in der *Fremde* verliere oder gewinne, er wird ein anderer. Ist er ein Schwächling, so wird er *die eigene Art* den *fremden Gewalten* opfern, in deren Bannkreis er getreten ist. Hat er Stoff zu einem Manne, jetzt wird er einer. Doppelt teuer werden seiner Seele die Güter, in deren Besitz er aufgewachsen war, vielleicht auch die Vorurteile, die an seinem Leben hingen; und manches, was er sonst gleichgültig angesehen hatte wie Luft und Sonnenschein, das wird jetzt sein höchstes Gut. Erst im *Auslande* lernt man den Reiz des *Heimtdialektes* genießen, erst in der *Fremde* erkennt man, was das *Vaterland* ist.¹³

Hier wird systematisch der Gegensatz von Eigenem und Fremden aufgebaut und vom individuellen Eigenen auf das kollektive Eigene extrapoliert. Begriffe wie *Heimat*, *heilige Kreise*, *die Mitlebenden* haben eine Scharnierfunktion zwischen individuellem und kollektivem Ich; systematisch entfaltet wird dieser Übergang in der prototypischen Reihung *Einzelner-Familie-Arbeitsgenossen-Volksstamm-Staat*. Die kollektive Umdefinition der individuellen Selbstwahrnehmung erfolgt in Ausdrücken wie *eigene Art*. Und schließlich wird im Schlußsatz besonders schön ausgedrückt, wie das individuell empfundene Eigene mit allen seinen Konnotationen umzuschlagen hat in eine abstrakte Identifikation des Einzelnen mit seinem kollektiven Ich, welches hier als *Vaterland* eingeführt wird, eigentlich aber – typisch deutsch – den *Staat* (s.o.) meint: Das Eigene ist gleichgesetzt mit dem wohligh vertrauten *Heimtdialekt*, der einen im alltäglichen Leben so einhüllt in einen Kokon von mit dem Eigenen verwandten Aspekten des Lebens und der eigenen psychosozialen Lage, daß seine Nennung als Chiffre fungieren kann für das kollektive Eigene, welches sich hier – ideologisch und politisch funktionalisiert als *Vaterland* – als größeres, umfassenderes Eigenes präsentiert, in dem der Einzelne sich genauso geborgen und aufgehoben fühlen kann wie in den unmittelbaren Erfahrungen des täglichen Lebens im Schoße seiner *Familie*.

13 Ebd., S. 553 (Hervorhebungen von mir, D.B.).

6 Zur Fremdbestimmung des Eigenen

In den eben erwähnten Romanzitaten kommt eine Funktionsweise der diskursiven Grundfigur des Eigenen und Fremden zum Vorschein, die für das 19. Jahrhundert typisch ist und die möglicherweise doch zugleich eine Grundcharakteristik der Wirkweise dieser Figur veranschaulicht. Es handelt sich um die Tatsache, daß die diskursiv begründete kollektive Identität (und damit das kollektive Eigene als die konkrete inhaltliche Ausfüllung eines kollektiven Ich-Bildes) ein negatives Abziehbild der diskursiv unterstellten Eigenschaften des kollektiven Fremden darstellt. Das kollektive Eigene wäre damit die umgedrehte (negative) Identität des kollektiven Fremden. Man kann es an der Wirkung normaler antonymischer Begriffspaare in der Alltagssprache beobachten, daß dort die Bestimmung des einen Teils stets nur in Negativ-Abgrenzung vom anderen Teil möglich wird: je nach Kontext ist etwas „groß“, was eben in Relation zum fraglichen Weltausschnitt „nicht klein“ ist und umgekehrt. So gesehen ist das kollektive Eigene vermeintlich auch und gerade das, was das diskursiv unterstellte kollektive Fremde nicht ist, bzw. anders gewendet: es ist (angeblich) das nicht, was das kollektive Fremde angeblich besonders auszeichnet. Das Eigene gewinnt Konturen also nur mit Hilfe des Fremden, ohne das es nicht nur nicht so, sondern wohl auch schlechthin nicht da wäre. Deutlich wird dies besonders an der Rhetorik des Fremdenhasses, wie sie während der sog. „Befreiungskriege“ (die ja auch Kriege der Befreiung von der gelebten französischen Revolution und ihren egalitären und zivilgesellschaftlichen Tendenzen waren) vor allem von Ernst Moritz Arndt in unübertroffen radikaler Weise formuliert worden sind:¹⁴

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutsche Zunge klingt. [...]
Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund,
Da soll es sein.

Man kann an diesen vielzitierten Versen sehen, wie sich die Bestimmung des Eigenen von der Abgrenzung vom Fremden herleitet. Auf die Frage danach „Was ist des Deutschen Vaterland?“ kann der Verfasser nur mit einer Negativ-Bestimmung antworten: „Wo Zorn vertilgt den welschen Tand.“

Natürlich spricht sich hier eine kontrafaktische Abgrenzungsprogrammatisierung aus, der die reale Basis fehlte. Denn zwar grenzten sich die Deutschen wohl von den Franzosen ab, damit verzichteten sie aber noch lange nicht auf den hier verächtlich als das „Fremde“ schlechthin apostrophierten „welschen Tand“. Zugleich transportiert diese Formulierung versteckte Konnotationen, welche geeignet sein sollen, die kollektive Identität (das kollektive Eigene) in Abgrenzung vom kollektiven

14 Jenem deutschen „Nationaldichter“ notabene, nach dem nicht nur eine ehrwürdige Alma-Mater benannt ist, sondern den auch heute noch ein Bundesratsvorsitzender mit positivem Unterklang im Munde führen kann. Hier zit. nach: Ders.: Werke. Auswahl in 12 Bänden. Hrsg. von A. Lesson und W. Steffens. Berlin o.J., S. 126.

Fremden genauer zu bestimmen und abzugrenzen. Eingekleidet wird die Abgrenzung des Eigenen vom Fremden in die Rhetorik vom „Erbfeind“, d.h. das Fremde wird hier nicht nur als das schlechthin andere konnotiert, sondern zusätzlich als bedrohlich für das Eigene, d.h. ausschließlich als *Feind* apostrophiert. Damit wird der Feind/Fremde zur Negativfolie, auf der sich die Qualität des Eigenen (der eigenen Nation) erst um so deutlicher abhebt (vgl. dazu Jeismann 1992, S. 92 u. ö.). Im diskursiven System von Feindschaft und Bedrohung wird die individuelle Wahrnehmung nationaler Zusammengehörigkeit und daher der Zusammengehörigkeit im kollektiven Eigenen/Ich erzeugt. Besonders explizit wird diese diskursive Figur in den Schriften Arndts, die z. T. über das oben zitierte bekannte Gedicht an Deutlichkeit noch weit hinausgehen. Zentrale Figur ist der *Haß* in Form des *Volkshasses* (gegen den Feind), für den Arndt eine quasi-theologische Begründung gibt:

Weil er der Gott der Liebe ist, darum gefällt ihm Haß. [...] Die ganze Natur [...] lebt allein und erschafft allein durch einen ewigen Krieg und Kampf der Kräfte [...]. Gott hat dasselbe mit den Menschen gewollt [...]. Gott schuf verschiedene Klimata, Anlagen, Triebe, Neigungen und Fertigkeiten [...] verschiedene Sprachen und stiftete Abneigungen, ja Feindschaften zwischen den Völkern.¹⁵

Wir finden hier eine theologische Überhöhung eines aggressiven Konzepts vom kollektiven Eigenen, welches charakteristisch ist für die Geburt des spezifisch deutschen Nationenkonzepts (auch wenn ähnliche Formulierungen zu damaliger Zeit durchaus auch auf der anderen Seite, in Frankreich, zu finden sind). Das Charakteristische solcher Formulierungen ist es, daß sie die kulturell-konkrete (und damit kulturrelative und abgrenzende) Determination des je Eigenen zu grundsätzlichen Bestimmungsmomenten des Menschseins deklariert, hier in der älteren diskursiven Fassung des „von Gott Gegebenen“. Arndts in unserem Kontext bezeichnende Schlußfolgerungen lauten:

Ich will den Haß gegen die Franzosen, nicht bloß für diesen Krieg, ich will ihn lange Zeit, ich will ihn für immer. [...] Dieser Haß glühe als die Religion des deutschen Volkes, als ein heiliger Wahn in allen Herzen und erhalte uns immer in unserer Treue, Redlichkeit und Tapferkeit. [...] Ich will den Haß, [...] weil mir die jämmerliche Afferei und Zwittererei mißfällt, wodurch unsere Herrlichkeit entartet [...] und unsere Macht und Ehre den Fremden als Raub hingeworfen ward. [...] Dieser Haß wird uns wie ein heller Spiegel seyn, worin wir unsere Herrlichkeit wie unser Verderben werden sehen können.¹⁶

Damit wird (wie Jeismann 1992, S. 93 hervorhebt) nicht die Verschiedenheit zwischen den Völkern, sondern die vom Haß getragene Abgrenzung zum national konstituierenden Element, hier zum Element, welches das kollektive Ich konstituiert. Der Haß auf das Fremde, welches hier zum Feind schlechthin („Erbfeind“) hypostasiert ist, fungiert als Spiegel, welcher das (kollektive) Eigene recht eigentlich erst hervortreten, zum Eigenen werden läßt. Damit erhält die hier rhetorisch und epistemisch verschärfte Abgrenzung vom Fremden eine konstitutive Funktion für das Eigene, seine Wahrnehmung als Eigenes und seine konkreten Merkmale schlechthin. Das Eigene wird dadurch zu etwas, das ohne das Fremde, von dem es

15 E.M. Arndt: Über den Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. Leipzig 1813, S. 5 (zit. nach Jeismann 1992, S. 93).

16 Arndt 1813, S. 9f., zit. nach Jeismann 1992, S. 92 f.

sich abgrenzt, gar nicht existieren könnte. Es wird deutlich, daß sich dieses Eigene nicht auf das individuelle Eigene beziehen kann, das als erlebte Lebensgeschichte ja auch ohne das Fremde bzw. die Abgrenzung von ihm wahrgenommen und bestimmt werden kann, sondern nur auf das kollektive Eigene, welches hier zum kollektiven Ich hingeführt werden soll, welches dann im Wege der Rückwirkung auch das individuelle Ich bestimmen soll, das als Teil des kollektiven Ichs nur noch durch dieses determiniert ist, und nicht mehr durch seine individuellen, lebensgeschichtlich je besonderen Merkmale.¹⁷ Deutlich wird also, daß das angeblich (kollektiv) Eigene nicht ein real Eigenes ist, welches aus eigener Kraft, eigener Bestimmung und eigenen Merkmalen lebt, sondern daß es sich nur in Negativ-Abgrenzung vom Fremden her bestimmen läßt, da nur diese formal-abstrakte Abgrenzung es ermöglicht, diejenige individuelle und partikulare Vielfalt diskursiv zu einer Einheit und einem ideologischen Ganzen zusammenzuschweißen, die sich im realen Leben als Unterschied der verschiedensten persönlichen Eigenschaften und Interessen, Individuengeschichten, Lebensweisen, Verortungen im sozialen und politischen Beziehungsgefüge des Staates usw. darstellt.

7 Vom kollektiven Fremden zum individuellen Ich

Man könnte Belege wie die dargestellten als eine Sache bloßer Rhetorik abtun, wenn es nicht ein Grundmerkmal politisch ideologischer Diskurse wäre, daß sie – durchaus auch mit der konkreten inhaltlichen Ausfüllung abstrakterer diskursiver Grundfiguren und semantischer Schemata – das individuelle Ich auch in seinen persönlichen Momenten (z.B. seinen Selbstwahrnehmungen, Identifikationen, Leitbildern und Handlungen) bestimmen können. Wichtig und problematisch zugleich ist daher der zu beobachtende Umschlag vom kollektiven Eigenen zum kollektiven Ich und vor allem dessen Rückwirkung auf das individuelle Ich. Dabei wird das diskursiv mehr konstituierte als apostrophierte kollektive Eigene bestimmt durch das diskursiv konstituierte kollektive Fremde, welches mit realen Fremderfahrungen nicht zusammenhängen muß (ja noch nicht einmal kompatibel sein muß: vgl. etwa die ubiquitäre diskursive Figur des „persönlich bekannten Juden“/„Ausländers“, der natürlich nicht über die dem kollektiven Fremden zugeschriebenen negativen Eigenschaften verfügen muß oder verfügt). Im Prozeß der diskursiven Ausbildung des kollektiven Ich (und jede solche kollektive Ich-Bildung ist in der einen oder anderen Weise diskursiv konstituiert) spielt wie gezeigt die Konstitution eines kollektiven Fremden eine tragende Rolle.

Sozialpsychologisch gesehen spielen hier Momente der Ich-Identität, der Eigenwahrnehmung, des geführten Eigen-Fremd-Diskurses und der kollektiven Identität auf durchaus gefährliche Weise ineinander, wie die ausländerfeindlichen Erscheinungen unserer Tage erneut an den Tag bringen. Die Muster sind dieselben, wie sie schon aus den gezeigten Texten des Spätmittelalters und des 19. Jahrhunderts ersichtlich waren: Das Fremde wird diskursiv zu einer Größe hypostasiert,

17 Daß Arndts Rhetorik in damaliger Zeit keineswegs singular war, zeigen andere, von Jeismann 1992, S. 94 u. ö. angeführte Zitate. Vgl. Friedrich August von Stägemann: „In Flammen lodert unversöhnt/Der tiefe Haß empor,/Allwo ein fremder Laut ertönt/In ein germanisch Ohr.“

welche potentiell oder real das Eigene in seiner Eigenheit/Eigenständigkeit gefährdet. Dieses Eigene ist zunächst ein diskursiv angesprochenes kollektives Eigenes. Damit die diskursbestimmende und real-epistemische (beispielsweise politisch funktionalisierbare) Kraft dieses kollektiven Eigenen erhalten wird, bedarf es seiner Re-Identifikation mit dem individuellen Eigenen. Die Oberflächenrhetorik der fraglichen politischen (bzw. politisch wirksamen, wie im Fall des Romans) Texte kann dann als der Versuch gewertet werden, das jeweilige kollektive Eigene mit zeittypischen inhaltlichen Aspekten zu stützen. Dabei erweist es sich als eine grundlegende diskursive Figur, das kollektive Eigene durch Abgrenzung zum kollektiven Fremden zu stützen. Das kollektive Fremde bekommt damit die zentrale Funktion für die Konstitution des kollektiven Eigenen. Während sich die individuellen Fremderfahrungen der einzelnen gesellschaftlichen Subjekte dem vereinheitlichenden und zusammenfassenden Zugriff der diskursiven Abstraktion immer wieder zu entziehen scheinen, bietet das diskursiv konstituierte kollektive Fremde die Möglichkeit, in die Zufälligkeit individueller Lebenserfahrungen eine epistemische Konstanz zu bringen.

Insofern das einzelne Individuum seine individuelle Identität (das individuelle Eigene) an eine kollektive Identität (das diskursiv konstituierte kollektive Eigene mit seinen konkreten, aber diffus bzw. variabel bestimmten Eigenschaften) delegiert, kann es zu einer (wie Arndt es so schön deutlich ausspricht: wahnhaften) Übertragung des kollektiven Fremden auf das individuelle Fremde kommen. Dieses individuelle Fremde ist dann aber weniger eine konkrete, mit lebensgeschichtlicher Erfahrung und alltäglicher Realität gefüllte Größe als vielmehr ein diskursiv erzeugtes Phantasma, welches zum Vorurteil im ursprünglichen Sinne wird, d. h. zu einem Urteil, einer epistemischen Verortung, für die das lebensgeschichtlich real erfahrenen Fremde (in Gestalt seiner jeweiligen Rollenträger) dann nur noch ein Projektions- oder Referenzobjekt ist, auf dessen konkrete Verfaßtheit es gar nicht mehr ankommt. Die gesellschaftliche Brisanz dieser diskursinduzierten Übertragung liegt u. a. darin, daß konfrontative Potentiale, die rein diskursiv erzeugt bzw. eingeführt wurden und die sich zunächst nur auf die abstrakte Ebene des Verhältnisses der beiden rein diskursiven Größen kollektives Eigenes und kollektives Fremdes beziehen, in die psychosoziale Realität der konkreten Einzelnen (Individuen) eindringen können und dort Handlungspotentiale wenn nicht freisetzen, dann doch in eine gezielte Richtung lenken können, die vorher so nicht vorhanden war(en).

Deutlich gemacht werden kann dies an dem Aspekt der Ich-Gefährdung: Die diskursiv erzeugte (und somit auf der Ebene der „wirklichen Wirklichkeit“ zunächst fiktive) epistemische Realität der Gefährdung des kollektiven Eigenen wird durch die skizzierten diskursiven Übertragungen als Gefährdung des individuellen Eigenen und damit des individuellen Ich reinterpretiert. Aus dieser Reinterpretation erwächst die rational nicht erklärable psychosoziale Dynamik fremdenfeindlicher Potentiale, welche dynamische Potenzen nutzen, die in einzelnen Individuen vorhanden sind, und sie in Richtungen lenken, die letztlich diskursiv generiert wurden. Die diskursive Grundfigur des Eigenen und Fremden erhält damit eine Kraft, welche aus rein diskursiven Verhältnissen nicht mehr erklärt werden kann. Erst die Kontamination ursprünglich epistemisch disparater Ebenen durch diskursiv generierte Übertragungen zwischen individuellem Eigenen zu kollektivem Ei-

genen zu kollektivem Ich zu individuellem Ich schafft jene Verbindung von diskursiven Elementen mit individualpsychologischen Antriebskräften, die zur Aktion gegen reale Andere fähig macht, die dann als zufällige Referenzobjekte der Figur des kollektiven Fremden zu den Leidtragenden diskursiver Bewegungen werden, welche anderswo stattgefunden haben und initiiert wurden.

Literatur

- Bühler, Karl 1934: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart.
- Busse, Dietrich 1987: Historische Semantik. Stuttgart.
- Busse, Dietrich 1991: Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik. Opladen.
- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.) 1994: Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang 1994: Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse/Hermanns/Teubert (Hg.), S. 10-28.
- Foucault, Michel 1971: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt a. Main.
- Foucault, Michel 1973: Archäologie des Wissens. Frankfurt a. Main.
- Foucault, Michel 1974: Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a. Main.
- Greimas, Algirdas Julien 1968: Strukturelle Semantik. Braunschweig.
- Jeismann, Michael 1992: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918. Stuttgart.
- Mead, George Herbert 1968: Geist, Identität, Gesellschaft. Frankfurt a. Main (zuerst engl. 1934).
- Polenz, Peter von 1985: Deutsche Satzsemantik. Über die Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin/New York.
- Zeumer, Karl 1904: Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Reichsverfassung in Mittelalter und Neuzeit. Leipzig.